



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Aus Paris.

Parlamentarische Grobheiten. — Petitesen. — Oeffentliche Stimmung. — Das „Begreifen“ der Revolution. — Ein neues Journal und seine Prebigten.

Der Kampf in der Deputirtenkammer geht seinen vollen Gang. Die gereizte Stimmung der Kämpfer zeigt sich bei jedem Worte, das gesprochen wird. Herr Garnier Pagès hatte vorgestern Herrn Richond de Brys „Lügen“ gestraft, und gestern nannte Herr Thiers seinen ehemaligen Collegen Guizot ziemlich direct einen „Verleumder“, während am Ende Herr Herbette den Ministerpräsidenten einen „Lartüffe der Moral“ an den Kopf warf. Und das Alles, ehe der Kampf noch recht ernst wurde. Diese gereizte Stimmung ist ein sehr böses Zeichen; das „Volk“ begreift nicht, daß man sich so die „Wahrheit“ sagen kann, ohne daß daran etwas Wahres wäre. Und so bricht in ihm der letzte Rest von Achtung vor seiner Regierung und seinen Deputirten zusammen.

Die Anklage gegen Herrn Guizot bei Gelegenheit der durch Herrn Petit verrathenen schmutzigen Geschichten, ist nicht, daß gewisse Plätze verkauft wurden, sondern daß Herr Guizot und sein Privatsecretair sie von Herrn Petit kaufen ließen, und dafür diesem selbst eine andere Stelle gaben, und die gekaufte einem ihrer Günstlinge zukommen ließen. Das Verkaufen und Kaufen dieser Stellen ist eine alte Geschichte, aber das Kaufen derselben mit dem Gelde eines Dritten, der dann zum Ersatz eine andere Stelle erhält, ist neu. Herr Guizot, das Journal des Débats und alle Freunde der Regierung haben sich alle Mühe gegeben, grade diese Nebenumstände zu übersehen und übersehen zu machen. Es ist das auch vielfach gelungen.

Aber außer der Kammer bleibt doch der Eindruck derselbe. „Schacher mit Stellen“ u. s. w. u. s. w. sagen die Leute des Volkes, die schlichten Bürger, und wiederholen dann gerne die gereizten Ausdrücke, die aus der Kammer in das alltägliche Leben herüberschallen. „Lügner, Verleumder, Moraltartüffe!“ Es gibt nur zu Viele, denen dieser Ton behagt. Da der Kampf in der Kammer erst heute beginnt, so wollen wir die Zeit benutzen, um in etwas die Stimmung außer der Kammer zu schildern.

Es herrscht im Allgemeinen Ruhe, und es gibt Leute genug, die selbst die tiefere Aufregung der Geister leugnen. Aber wir fürchten, es fehlt ihnen das Auge, das

eben „Geister“ zu sehen vermag. Schon die Stimmung der offiziellen Organe der Öffentlichkeit beweist die innere Aufregung. Seit zwanzig Jahren hat keine Sitzung der Pairskammer stattgefunden, wie die fünf, sechs Tage, denen wir lezthün betwohnten. Der Sturm, den Herr von Montalembert hervorgerufen, ist seit Menschengedenken ohne Gleichen. Und ebenso wie die Pairskammer Feuer fängt, so ist die Börse fast ein offenes Pulverfaß, indem jeder Funke augenblicklich alles sprengt. Seit dem Beginn der Session genügt es, ein Gerücht zu verbreiten, um die ganze Börse in die Flucht zu schlagen. Die Renten gehen auf und ab, wie die Welle des bewegten Meeres, und da die Rente nun doch einmal der Barometer des öffentlichen Lebens ist, so zeigt er eben auf: Veränderlich und Sturm! — Die „Gerüchte“ im Volke sind nicht weniger beunruhigend. Es hieß vor ein paar Tagen, daß Fünfzehntausend Communitisten bereit zum Angriffe wären. Man weiß nicht, ob die Regierung, oder ihre Gegner, oder auch der allgegenwärtige Niemand das Gerücht erfonnen, nur so viel ist gewiß, daß es vielfach verbreitet war, und daß die Regierung in Folge desselben in ein paar Tagen genaue Nachsicht bei den Waffenschmiedern und in den Waffenmagazinen hält, um sich zu versichern, daß alle Gewehre in unbrauchbarem Zustande erhalten sind.

Alle diese Gerüchte sind vielleicht, ja wahrscheinlich ohne allen tieferen Grund — aber sie bekunden wenigstens die innere Aufregung, die unverkennbare Unruhe der Gemüther. Diese Aufregung, diese Unruhe macht sich offenbar sowohl in den höheren, als in den unteren Regionen geltend. Nicht umsonst haben die Pairs Herrn von Montalembert den rauschendsten Beifall zugerufen, als er den „Radicalismus“ bekämpfte, als er insbesondere Herrn Lamartine angriff. Die Wirkung von „Lamartine's Geschichte der Girondisten“ auf die höheren Kreise der Gesellschaft ist sehr bedeutend gewesen. Ich hörte Leute, die in ihren offiziellen Stellungen der Regierung sehr nahe sind, ganz naiv sagen, daß sie erst jetzt die Revolution begriffen; erst jetzt, seit sie Lamartine, Louis Blanc und andere gelesen. Und dies „Begreifen“ heißt doch nichts anderes als: „natürlich finden.“ Mit dieser Anschauungsweise fällt aber der Regierung eine Hauptwaffe aus der Hand. Der „Schrecken vor dem Schrecken“ ist nicht recht mehr möglich, mit Leuten, die die Revolution „begreifen.“ In diesem Begreifen selbst liegt auch die Erkenntniß, daß der „Schrecken“ nur gegen das alte Regime nöthig war, und unter anderen Umständen unmöglich gewesen sein würde. Ich kann Sie versichern, daß diese Auffassungsweise vielfach selbst in der höheren Gesellschaft durchschlägt, und brauche Ihnen nicht zu sagen, daß grade hierdurch das System Guizot's und der Regierung ihren Boden verlieren. Wenn die höhere Gesellschaft die Furcht vor einer zukünftigen Revolution verliert, so gewinnt dadurch die Möglichkeit einer solchen wieder mehr Grund, als sie seit 1830 je gehabt hat.

In den unteren Regionen war diese Wirkung nicht nöthig; denn dort hat man wenig zu verlieren, Vieles zu gewinnen. Und doch glaube ich fast, daß der zukünftige Anstoß wieder von Oben, aus den höheren Regionen der Gesellschaft kommen wird. Grade wie bei den Banketten selbst, nicht der National, sondern Herr Odillon Barrot hat dieselben in's Leben gerufen. Die unteren Kreise sind wohl eher schlagfertig, aber die oberen finden eher das Wort, das die Kämpfer vereinigt, das die Vereinzelten zu einem Ganzen macht. Und erst mit dieser Vereinigung gewinnt eine geistige Bewegung Bedeutung und Kraft.

Bis jetzt aber herrscht in dem Theile des Volkes, den man hier vorzugsweise „le peuple“ nennt, eine wahre chaotische Verwirrung. Republikanische, socialistische, communistische, Proudhon'sche Ideen wirbeln hier durcheinander. Jeder neue Anstoß

findet Leute, die ihm willig folgen, ja die Mehrzahl der Führer des Volkes haben nach und nach allen Anstößen gehorcht, und sind noch immer nicht müde. Unter den Arbeitern von Paris scheint der Communismus, der eine Zeit lang viele Anhänger fand, bereits wieder überboten zu sein. Der Versuch eines neuen Blattes für das Volk: le Representant du peuple, geht von ehemaligen Communisten aus, die jetzt mit Broudhon und Michelet die „Wahrheit“ suchen. Die Probenummern dieses Blattes sind höchst lehrreich zur Beurtheilung des Geistes, der die unteren Klassen in Bewegung setzt. In einem einleitenden Artikel: Resultats économiques de la Revolution française — legt die Redaction eine Art Glaubensbekenntniß ab. Sie sieht mit Hochverachtung auf die Errungenschaft der Revolution herab, die das active Bürgerthum an „ein wenig Talent und ein wenig Geld“ band. Sie ist kein Freund, weder des einen noch des andern, und kennt nur eine Quelle des Reichthums, und zwar — die Arme — „les bras, source unique de toute production.“ — Mit Recht wirft dagegen die Redaction den Mittelständen vor, daß sie 1830 nur eine politische Revolution gewollt, und nicht auch an sociale Verbesserungen gedacht haben. Daraus sei dann eine neue Aristokratie hervorgegangen, der gegenüber das Volk zwar noch immer „geduldig“ — aber nicht mehr willenlos — resigné — sei. Sie verlangt im Gegensatz zur „Bourgeoisie“, die Gleichheit vor dem Geld wolle, Gleichheit vor der Arbeit; — wir fürchten Gleichheit vor der Arbeit der Arme, „der einzigen Quelle der Production!“ Aber wie zu dieser neuen Gleichheit gelangen? Das ist die Frage, und die Redaction zeigt vorerst, daß die Republik dazu nicht genüge; auch die Lehre, die das Capital noch in ihrem Socialismus zuläßt, wird nicht ausreichen. Aber wie heißt denn die Antwort? Wer kennt die Lösung? — Ach, man bleibt sie schuldig. Der „Vertreter des Volks“, kämpft gegen die Declamateurs, die écrivains bibliques (Lamenais), gegen die Mystiker, gegen die beaux parleurs u. s. fort. Aber am Ende findet er doch ebenfalls nur eine Phrase: „die Wissenschaft der Interessen Aller, — oder des Volkes, denn das Volk ist Alles für die neue Wissenschaft.“ — Qu'est ce que le tiers etat? Tout! sagte man 1789, und so heißt es heute wieder: le peuple c'est tout, — und versteht darunter das Volk, das „mit den Armen schafft.“ — „Dies Volk der Arbeiter (le peuple des travailleurs) hat begriffen, daß seine Socialwissenschaft nicht mehr vom Parlamente ausgehen kann“, deswegen will es selbst es thun. Es sucht vorerst noch die Wissenschaft, die die Arbeit — exclusivement im Interesse des Producteurs organisiren soll. Die Gewißheit der Socialwissenschaft (la certitude de la science sociale), ihre Darstellung, ihre Verbreitung — das ist das unmittelbare Ziel, dem das Volk zustrebt. Es fühlt, daß es dann, und erst dann, allgemein unbesiegbar und niederschmetternd, wie die Wahrheit, sein wird.“

Es ist ein Fortschritt, wenn die Leute sich gestehen, daß sie den politischen Stein der Weisen erst suchen, sonst glaubten sie ihn gefunden zu haben. Wir wollten, sie fänden ihn; aber wir sind gewiß, daß sie ihn nicht finden werden, so lange sie ihn nur mit Händen greifen wollen, so lange sie sich einbilden, daß „die Arme die einzige Quelle der Production“ sind.

Doch ich wollte nur zeigen, wie es sich in allen Kreisen der Gesellschaft regt. Ich glaube, die Bewegung in den höheren und mittleren ist fast bedeutender, als in den unteren, ich denke, jene werden eher wissen, wohin aus, als diese. Vorerst aber kommt der Guß nur allgemach in Bewegung, wohin er ausfließen und welche Form er annehmen wird, das muß die Zukunft lehren.

J. — y.

II.

Aus München.

Die Alemannen. — Gräfin Landsfeld. — Minister v. Berks. — Thiersch. — Die Presse.

Vor einigen Tagen hielt die Landsmannschaft der Alemannen ihren Antrittskommers, der durch seine Großartigkeit und den Besuch vieler hochgestellten Personen Aufsehen machte. Diese Studentenverbindung ist, so zu sagen, unter den Auspicien der Gräfin von Landsfeld entstanden und wird von Sr. Maj. besonders gerne gesehen, von den übrigen Verbindungen aber in Vann und Acht gehalten. Ueber das Verhältniß derselben zur Gräfin cirkuliren natürlich die mannigfaltigsten Gerüchte, wovon einige Stipendienverleihungen und öftere Einladungen zum Diner das einzige Wahre sind; daß Viele, die bei der Gräfin eingeführt zu werden wünschen, sich den Alemannen anschließen, ist ersichtlich, und daß der Herr Minister v. Berks den Commers besucht und bei dieser Gelegenheit eine Rede gehalten hat, kann gewiß nicht befremden, da derselbe schon oft mit den jungen Leuten bei der Gräfin dinirt hat, und an denselben Wohlgefallen zu haben scheint. Worüber man sich oft aufhält, sind die Aemter und Anstellungen, mit denen Leute beglückt werden, die kein anderes Verdienst haben, als der Gräfin befreundet zu sein, und wenn die öffentliche Stimme dies tadelt, hat sie vollkommen Recht; vergessen wollen wir nicht, wie Viele sonst angestellt und befördert worden, bloß weil sie Parteigenossen des Herrn v. Abel waren. Man thut um so mehr für seine Freunde, jemehr man von den Feinden bedrängt wird.

Allgemeine Freude erregt es, daß der hochverdiente Rector Magnificus unserer Universität, Hofrath Thiersch, endlich den Civilverdienstorden erhalten. Derselbe soll ihm schon früher bestimmt gewesen sein, aber bei Erscheinen seines Buches über die bekannte Kniebeugungsfrage wieder vorenthalten worden sein.

Einige Früchte scheint unsere „Pressfreiheit“ doch tragen zu wollen, unter andern brachte die bayerische Landböttin, die sonst nur schale Tagesneuigkeiten und Anzeigen lieferte, in den letzten Tagen einige merklich tüchtige Artikel über mehrere Krebschäden der Verwaltung, besonders über die Anstellung herabgekommener Bürger bei den Stadtmagistraten zc., und zeigte deutlich die großen Nachtheile, die dadurch sowohl dem Amte, als dem allgemeinen Besten erwachsen. Freilich wird die Presse noch oft mahnen müssen, bis eine Besserung hierin erfolgt.

E. D.

III.

Aus Berlin.

Hofrath Tiedt und der Columbus. — Berliner Theaterkritiker. — Die Birch-Pfeiffer und ihre Gegner. — Raube's Struensee. — Die Ausschüsse.

Herr Professor Werder hatte seinen Columbus nach der ersten gänzlich verunglückten Aufführung längere Zeit in seinem Pult liegen lassen, als das horazische nonnum prematur in annum es gerade unumgänglich nothwendig findet; als er nun von Neuem an's Licht trat, in der antiken Form eines Trilogie-Fragments, fand das Publikum es zwar anders als früher, aber eben so langweilig, und die Kritik stimmte mit diesem Urtheil des Publikums überein. Da erschien plötzlich in der Preuss. Allgem. Zeitung eine Note des Hofrath Ludwig Tiedt, der seit mehreren Decennien von den Epigonen der Berlin-Jenenser Genialität zum Range eines ersten Dichters von Deutschlands erhoben, und in dieser Qualität durch königliche Guld anerkannt war, eine Note, in

der er die Kritik zurecht weist, daß sie nicht für eine so originelle Schöpfung sich begeistert; er erklärt, es wäre doch nicht anzunehmen, daß er sich in seinem Urtheil über dramatische Poesie irre, da er seit so vielen Jahren in dieser Branche gearbeitet habe. So weit war es nun gut, man konnte dem guten alten Herrn antworten, daß einer recht fleißig sich mit einem speciellen Gegenstand abgeben, und doch — vielleicht gerade wegen der minutiösen Beschäftigung — das ganze Object seines Nachdenkens bis in's Princip hinein verkennen könne — ein Umstand, der bei dem grauen Heros der Romantik so zugetragen ist, daß Heinrich Laube, als Tieck eines seiner Dramen lobte, erschrocken ausrief: habe ich irgend eine Dummheit gemacht? — Man konnte um so mehr über diese Erklärung hinweggehn, da auch in der Literatur das Sprichwort gilt: *De mortuis nil nisi bene!* Aber Herr Tieck hat nicht unterlassen können, zum Schluß seiner Notiz Einiges von frechen Kritikern und dergl. zu murmeln. Wie doch alte Leute ihrer Jugend vergessen! Diese freche Kritik war gerade die Hauptaufgabe, welche sich die junge Schule, deren Hünstling Tieck wurde, gesetzt hatte, die sie mit einer Virtuosität und einer Ausdauer verfolgte, die einer bessern Sache werth gewesen wäre. Indessen ist doch in der Art und Weise, wie Tieck seine Stimme motivirt, die alte Schule noch immer bemerkbar. Die Alltagsrecensenten hatten für ihr verdammdendes Urtheil Gründe angegeben; Tieck fällt es nicht ein, diese Gründe zu widerlegen, er bringt auch für sich keine Gründe an, eben so wenig wie er es früher jemals gethan hat, er wirft nur das Gewicht seines Genius in die Waagschale. Die geniale Kritik würde keine Gründe anführen und wenn Gründe so wohlfeil wären als Brombeeren. Es ist übrigens bemerkenswerth, daß es auch ein Columbus war, an dem vor einem Menschenalter H. W. Schlegel einen neuen Wendepunkt des französischen Drama prophezeiete: es war der Columbus von Lemercier, eines verunglückten Vorläufers von Victor Hugo. Lemercier ist vergessen, ich fürchte, Werder'n wird es eben so gehn, wenn nicht etwa seine logischen Dichtungen, namentlich seine Hymne auf das „seiende Nichts des nichtseienden Etwas“ ihn dieser Vergessenheit entreißen.

Unsere Theaterkritik hat doch im Vergleich zu frühern Jahren gewonnen. In der Bossischen Zeitung wird noch nach der alten Methode — *ex aequo et bono* — Recht gesprochen, die Kritik urtheilt, wie es ihr ungefähr vorkommt; dagegen hat die Spener'sche durch Herrn Nötischer eine vornehme doctrinäre Wendung bekommen, in der Zeitungshalle tobt ein jung-deutsch genial-burschikoser Radikalismus. Die Staatszeitung sucht zwischen all diesen verschiedenen Richtungen die rechte Mitte zu halten. Es ist in diesen Recensionen wenigstens am meisten das Streben anzuerkennen, objectiv zu sein.

Bei Gelegenheit des Theaters müssen wir auf die leidige Birch-Pfeiffer'sche Geschichte zurückkommen. Durch einen Artikel in der Allgemeinen Zeitung, unterzeichnet K. G. (also doch wahrscheinlich Karl Guklow), hat die Sache eine andere Wendung genommen. Er meint nämlich, Auerbach habe ohne Zweifel aus falscher Scham in seinen öffentlichen Erklärungen die eigentliche Pointe der Sache ausgelassen, und sie dadurch in ein falsches Licht gestellt; es handle sich lediglich um eine pecuniäre Frage, darum nämlich, ob nicht der Schriftsteller, aus welchem der Dramatiker seinen Stoff mehr oder minder entlehnt hat, der Billigkeit nach Anspruch machen könnte auf einen Antheil an dem Gewinn des Stückes. Ein Gesetz besteht über diesen Punkt keineswegs, es wäre aber in der That ein höchst wünschenswerther Erfolg jener an sich unangenehmen Geschichte, wenn von Seiten des deutschen Bundes oder zunächst der einzelnen Regierungen diese Frage mit Ernst untersucht würde. Nur in einzelnen Punkten kann ich mich mit Guklow nicht einverstanden erklären. Einmal ist eine Entschädi-

gungsklage von Seiten des ursprünglichen Dichters in keiner Weise angebracht, so lange das nach seiner Novelle bearbeitete Stück auf der Bühne bleibt, denn es ist nicht abzusehn, wodurch seine Rechte und sein Vortheil in diesem Falle irgendwie beeinträchtigt würden. Eine andere Sache ist es freilich, wenn das Drama zum Druck befördert wird, und in Folge dessen in den Leihbibliotheken dem Romane Concurrenz macht. Sodann ist es ein höchst ungerechter Vorwurf gegen Herr v. Küstner, die Lantienne auf ein Schauspiel ausgedehnt zu haben, das nach einer Novelle bearbeitet ist. Wenn Gutzkow es für ein Sacrileg erklärt, daß die Berliner Kritiker das Beispiel Shakespeare's anziehen, so ist mit einer solchen pathologischen Wendung in der Sache Nichts entschieden. Natürlich hat Shakespeare seine Quellen anders benutzt, als Madam Birch-Pfeiffer, aber die Theaterintendanz ist nicht competent, darüber ein Urtheil zu fällen, wenn mit diesem Urtheil eine Veränderung ihrer pecuniarischen Verpflichtungen verbunden sein soll.

Die Sache verdient Aufmerksamkeit, denn es handelt sich hier nicht blos um den einzelnen Fall. Wenn wir auch noch nicht darauf hoffen können, daß die literarischen Proceße einer literarischen Jury sobald zur Entscheidung vorgelegt werden können, so liegt es doch nahe, sie wenigstens einer Jury von Sachverständigen, also von Schriftstellern, zur Begutachtung des Thatbestandes vorzulegen, und dieses Gutachten bei der richterlichen Entscheidung zu Grunde zu legen. Wie kann es in einem Gesetz genau umschrieben sein, wie weit sich der Begriff des Nachdrucks erstreckt, noch viel weniger aber kann es der Entscheidung von Juristen anheim gegeben werden, da hier nur eine Detail-Kenntniß der obwaltenden Verhältnisse und die entsprechende wissenschaftliche Bildung maßgebend sein kann.

Es wäre nicht unangemessen, wenn unsere Landtagsausschüsse sich der Sache annehmen. Wenn auch nicht gleich etwas durchgesetzt werden sollte, so wird doch die Aufmerksamkeit der gesetzgebenden Gewalt auf einen Umstand hingelenkt, der ebenso für das Ehrgefühl der Nation, als für das Interesse der betheiligten Parteien von Wichtigkeit ist.

Gestern ist auch Laube's Struensee hier zur Aufführung gekommen, der, wie Sie wissen, dem Michelnbeerischen den Vortritt lassen mußte. Der Abend schien Anfangs ungünstig für den Verfasser, denn es war an demselben Abende im Concertsaale des Schauspielhauses eine Dilettantencomödie, von Officieren gespielt, bei der 1200 Personen der „Gesellschaft“ und der ganze Hof zugegen waren. Dennoch war das Schauspielhaus voll besetzt, denn die Concurrenz der Leiden Struensee und die nicht ganz scandalfreie Polemik in den Blättern, die eine Zeitlang darüber geführt wurden, fachelte die Neugierde. Der factische Erfolg des Abends war für Laube sehr günstig. Die Schachspieler spielten in den ersten Akten, die stille vorübergingen, mit einer sichtbaren Angst; aber bei der Scene, wo die Königin Struensee's Verlobung proclamirt, belebte sich das Publikum und blieb fortan in steter Erregung. Nebst mehrfachem Hervorruf der Schauspieler wurde auch der Verfasser nach dem vierten und fünften Akt gerufen und erschien zuletzt wirklich.

Herr Hoppé, der den König spielte, fiel am Schlusse des dritten Actes der Länge nach die Treppe herunter, und das Publikum suchte ihn am Schluß des vierten Actes für den Unfall, oder richtiger Umfall, durch Hervorruf zu entschädigen. — Die Bühnenwirksamkeit des Laube'schen Stückes ist unstreitig viel größer, als die des Michelnbeer'schen; obgleich dieser an manchen lyrisch-pathetischen Stellen vorzuziehen ist. Aber bei Michelnbeer endet das Stück bereits im dritten Akte und die zwei nachschleppenden Akte sind wirkungslos angeklebt. Bei Laube bleibt das theatralische Interesse bis zum

letzten Augenblicke rege. In der Charakteristik des Haupthelden haben beide gleich gesündigt, indem sie einen Schmachtlappen aus ihm machten. Indes entschädigt Laube durch die wirklich treffliche Charakteristik des Guldberg, ein Ersatz, den wir bei Michelneer vergebens suchen. —

Die nächste Novität ist die „Herzogin“ von Klein. Später kommt der Wullenweber und endlich Woldemar von Freitag. „Julia“ von Hebbel liegt gleichfalls vor, soll aber wieder durch unreine Liebe der Aufführung Hindernisse bieten.

Die Ausschüsse haben sich übrigens bis jetzt ihrer Aufgabe würdig gezeigt. Wenn wir von dem Rechtspunkt, die eigentliche ständische Frage, einen Augenblick abstrahiren, so müssen wir eingestehen, daß die kleinere Versammlung wohl geeigneter, eigentlich auch kompetenter war, einen so detaillirten Entwurf in Berathung zu ziehen. Nur hätte die Sache auf eine viel einfachere Weise ausgeglichen werden können, wenn dem vereinigten Landtag anheim gegeben wäre, einem frei gewählten Comité zum Behuf dieser Berathung seine Vollmacht interimistisch zu übertragen. Wie dem auch sei, es ist ein erfreuliches Zeichen, daß im Schooß der ständischen Versammlung die Gegensätze anfangen, sich auszugleichen. Ich erinnere daran, wie in der Berathung über die Prügelstrafe der bessere Theil der conservativen Partei — an ihrer Spitze der von allen Factionen so hoch geachtete Marschall v. Nochow — den Liberalen entgegen kam. Zur Ehre unserer Regierung kann man nach der Erklärung, die H. v. Bodelschwingh am Schluß der Berathung gegeben hat, mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß dieses Erbtheil barbarischer Zeiten auf immer aus unserm Staate verbannt bleiben wird. Daß es mit der Todesstrafe nicht eben so geschehen ist, wird die meisten Liberalen unzufrieden gemacht haben; ich muß gestehen, daß das Argument, welches H. v. Savigny für die Beibehaltung dieser Strafe angebracht hat, nicht ohne Gewicht für mich ist. Es handelt sich hier nicht um die Gesetzgebung eines neuen Staates, sondern um die Reform eines alten; die Aufhebung der Todesstrafe könnte sehr leicht die Meinung veranlassen, der Staat nehme es aus falschen Humanitätsrückichten nicht so genau, als es der Gesetzgebung ziemt. Es gibt Verbrechen, in denen die Gesellschaft den Tod des Einzelnen als ein Recht fordern kann. Das schließt keineswegs aus, daß nicht mit fortschreitender Civilisation die Todesstrafe aufhören sollte, denn die todeswürdigen Verbrechen werden aufhören. Für jetzt werden die Ausschüsse ihre Aufmerksamkeit vor Allem auf die Behandlung der politischen Verbrechen richten müssen, weil hier das Walten der Willkür am gefährlichsten ist.

IV.

Aus Prag.

Graf Stadion. — Die ständische Opposition. — Rückblicke. — Der Landesausschuß. — Das unsichtbare Ministerium.

Unser neu ernannter Obristburggraf Graf Stadion ist noch immer nicht in Prag angekommen; dem Vernehmen nach dürfte sich sein Erscheinen noch auf längere Zeit verzögern. Graf Stadion verlangt genaue Instruktionen, wie er sich auf seinem schwierigen Posten, besonders als Chef der Stände, zu benehmen habe. Unbestimmte Andeutungen, allgemein abgefaßte vague Normen, wie sie seine Dienstvorgänger von den verschiedenen höchstgestellten Herren unserer Regierung verschiedentlich, oft sogar widersprechend erhielten, scheinen diesem Staatsmanne nicht zu genügen, der seinen wohlverworbenen Ruf nicht gern einer schwankenden Regierungspolitik zum Opfer bringen

möchte; und doch dürfte von unserer Regierung in Wien alles eher zu verlangen sein, wie bestimmte Verhaltungsbefehle für schwierige Verhältnisse. Wir haben Beispiele hiervon in Galizien, in Böhmen, in Ungarn und Siebenbürgen, in Italien und wieder in Galizien gesehen. Es würde mich daher gar nicht wundern, wenn sich die Ankunft des Grafen Stadion und besonders dessen Wirksamkeit als Chef der Stände noch sehr lange verzögern sollte. Mittlerweile gerathen aber alle ständische Arbeiten in ein unheilvolles Stocken, die Erbitterung der Opposition durch die letzten Regierungsmaßregeln hervorgerufen, wird immer mehr gesteigert, und dem Grafen Stadion selbst seine spätere Wirksamkeit im Voraus erschwert. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, die nächsten Veranlassungen zu recapituliren, welche zwischen Regierung und Ständen zum völligen Bruche geführt. Als erste Veranlassung kann das Hofdekret vom 18. Juli 1845 bezeichnet werden, worin den Ständen eröffnet wurde, daß Sr. Majestät sich die Rechte der Stände und die Verfassung des Landes zwar vergegenwärtigen wollen, eben so aber auf den Vorbehalt hinweisen, unter welchem dieselben beständen. Die Folge dieses Hofdekretes war die Niederlegung einer Commission zur Wahrung der ständischen Rechte, und die von dieser Commission gelieferte äußerst gebiegene und umfassende Deduction der ständischen Freiheiten und Gerechtigkeiten. Der Regierung war alles daran gelegen, daß diese Deduction von den Ständen nicht anerkannt, oder wenigstens doch nicht Sr. Majestät unterbreitet werde. Kein Mittel blieb unversucht, die ständische Majorität für die Wünsche der Regierung zu gewinnen, und so die Stände unter ihrem eigenen Schutte zu begraben. Nicht ohne Bangen betraten die Glieder der Opposition die damals so zahlreich besuchte Versammlung vom 3. Mai 1847. Fast von einem Drittheil der Anwesenden wußte man nicht, zu welcher politischen Färbung sie gehörten. Der Beschluß der Stände, Sr. Majestät zwar für die gemachten Zusicherungen zu danken, sich aber vor jeder einseitigen Abänderung der Verfassung zu verwahren und die Deduction zur allerhöchsten Kenntniß zu bringen, war der erste aber entscheidende Sieg der Opposition. Es wurde einem jeden Landstande klar, gleichviel zu welcher Partei er gehöre, daß die ständische Opposition in Böhmen nicht bloß gegen diese oder jene Regierungsmaßregel, gegen diese oder jene Person gerichtet sei, sondern daß sie das Ständewesen selbst, daß sie das Verfassungsprincip vertrete, während die Führer der Regierungspartei wohl mit keinem geringeren Plane umgingen, als die ganze Wirksamkeit der ständischen Vertretung für alle Zukunft mit einem Schlage zu vernichten. Der einzige Vorwurf, welcher der ständischen Majorität von Seiten der Regierung in dieser Beziehung gemacht werden konnte, ist daß sie sich nicht gutwillig, ohne nur Einsprache dagegen zu pflegen, vom Sein zum Nichtsein wollte bringen lassen, daß sie nicht aus Gefälligkeit für die Bureaucratie sich freiwillig zu Grabe gelegt. Der zweite wichtige Conflict zwischen Ständen und Regierung war die bekannte, auch in diesen Blättern viel besprochene Verweigerung der 50,000 Fl. an dem allerhöchst geforderten Postulate. Es war dies der einzig mögliche loyale Weg vor den Uebergriffen einer feindlichen Bureaucratie, welche abichtlich selbst die zeitgemähesten, wohlthätigsten und gemeinnützigsten Anträge der Stände unbeachtet ließ, eine verfassungsmäßige Schranke zu setzen, sich selbst aber die gebührende Achtung zu verschaffen. Bis hierher wurde der Kampf zwischen Regierung und Ständen nur innerhalb der gesetzlichen Schranke mit verfassungsmäßigen Mitteln geführt. Da erschien der Nachspruch, daß die 50,000 Fl. auch ohne ständische Bewilligung gezahlt und eingetrieben werden müßten; einem geachteten ständischen Mitgliede wurde eine Rüge ertheilt, wie man sie nur einem in Disciplinarabhängigkeit Stehenden ertheilen könnte; diese Rüge soll den Ständen pu-

bleibt und dadurch für den Bethelligten zur Strafe werden, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, sich vorher zu rechtfertigen. Den Ständen wird der althergebrachte Fragegebrauch der Rede genommen, dem Vorsitzenden die Macht eingeräumt, einem Jeden fast nach Belieben Schweigen auferlegen zu können, und kein Gegenstand solle mehr in Verhandlung genommen werden dürfen, der nicht im gedruckten Programm enthalten und von dem Landesausschuß begutachtet wurde. Da der Landesausschuß aus neun Personen besteht, wovon fünf in der größten Abhängigkeit von der Regierung, aller ständischen Thätigkeit abgeneigt sind, so läßt sich gewiß erwarten, daß durch den Landesausschuß kein der Regierung nur in etwas mißliebiger Antrag vor die Stände gebracht werde. Wir sind weit entfernt, diese Maßregeln der Gewalt, welche mit dem Gerechtigkeitsgrundsatz unseres kaiserlichen Hauses so sehr im Widerspruche stehen, als den Willensausfluß der obersten Organe unserer Staatsverwaltung zu betrachten. Wir sind fast überzeugt, daß diese Gewaltreiche nur untergeordnete Individuen zum Urheber haben, die sich überall um die Gewalthaber in dichten Schaaren drängen, die päpstlicher wie der Papst, royalistischer wie der König sind, die vor den Höheren in Demuth kriechen, ihren Fuß aber auf den Nacken eines jeden drücken, von dem sie für ihre Selbstsucht nichts zu hoffen oder zu fürchten haben. Dieses unsichtbare Ministerium, welches Hornmayer in seinen Lebensbildern trefflich zeichnet, hat dem wirklichen Ministerium schon manche schwer zu lösende Verlegenheit, manche schwer zu tilgende Makel bereitet. Mehr als einmal schon wurde die Regierung in das traurige Dilemma gestürzt, die verhängnißvollen Maßregeln untergeordneter Organe entweder mit Widerwillen als ihre eigenen zu adoptiren, oder vor der Welt zu gestehen, daß es in Oesterreich neben der sichtbaren Gewalt im Staate noch eine unsichtbare gebe. Unter solchen Umständen, glaube ich, daß es schwer sein mag, dem böhmischen Obristburggrafen eine feste Instruktion zu ertheilen; unmöglich aber ist es für einen Staatsmann, ohne genaue Instruktion eine solche Verantwortung auf seine Schultern zu laden, ohne dabei Ehre und Reputation auf das Spiel zu setzen. Mag übrigens die Regierung sich aus diesen selbstgeschaffenen Wirren herausfinden wie sie wolle, die Stände haben nur eine Bahn zu verfolgen, den Weg des Rechtes, sie haben nur ein Ziel vor Augen: das Wohl des Vaterlandes! sie haben nur einen Kampf zu kämpfen: den Kampf der Ehre gegen Corruption!

C!D

V.

Oesterreicher und Italiener

Von der österreichischen Grenze.

Noch haben wir keinen Krieg, noch haben wir keine Wahrscheinlichkeit eines Krieges, und dennoch sieht es in der Handelswelt Oesterreichs, auf der Wiener Börse und im Privatcredit aus, als wären bereits auf den Straßenecken die Schlachtenbulletins angeklebt. Die fünfprocentigen Metalliques, das beste Staatspapier, standen im Laufe dieser Woche kaum über Pari, Nordbahnactien, die bereits ein Mal auf 190 standen, das rentabelste Industrierpapier der Monarchie, sanken auf 115. Wenn dies am grünen Holze geschieht, was würde erst am dürren der Fall sein! Dazu geht das Gerücht von einer Anleihe von 50 Millionen Gulden, die der Staat projectirt und Thatsache ist es, daß der Regierungsrath Fränzel in einer Finanzangelegenheit nach St. Petersburg geschickt wurde. Man erzählt sich die widersprechendsten Anekdoten von der Stellung

des Baron Kübel und die beunruhigte Phantasie erfindet dabei die absurdesten Dinge. Eine Beruhigung der Gemüther, ein Akt der Popularität, ein Schritt zur Erziehung der Sympathieen, zur Belebung der Geister, der Anhänglichkeit, des Staatsbewußtseins, thut jetzt vor Allem Noth und wenn die Regierung — was wir keineswegs tadeln — es unvereinbar mit ihrer Würde hält, von den Tabaksrevolutionen und Corporamenten in Mailand sich Concessionen abtrotzen zu lassen, so ist es andererseits von den einfachsten Regeln der Klugheit vorgeschrieben, daß sie in den deutschen Erbländern, wo sie für jeden bedeutenden Akt des Fortschrittes auf volle Anerkennung und Dankbarkeit rechnen kann, ihren guten Willen zeigt, die Ansprüche der vorangeschrittenen Zeit anzuerkennen und dem Beispiele der reformirenden Nachbarstaaten zu folgen. Wir, die wir mit vollem Herzen Oesterreich angehören, sehen mit tiefem Schmerz, wie man die kostbare Zeit verrinnen läßt, ohne das zu thun was später vielleicht abermals die Würde der Regierung ihr zu thun nicht erlauben wird. Wir sehen mit unaussprechlichem Kummer die besten Gelegenheiten, wie z. B. in diesen Tagen bei der Errichtung eines Obergensurcollegiums, vorübergehen, ohne daß die Regierung sie benutzt, aus dem alten starren, anerkannter Weise nicht lange mehr haltbaren Formen, heraus zu treten. Wenn die Regierung nur ein Drittel der Reformvorschläge, welche der Advokat Mazzari in Mailand ihr vorlegte, aus eigenem Antriebe in den Erbstaaten einführen würde, in den Landestheilen, die jetzt noch nicht ein Mal so viel politische Freiheiten besitzen, wie das lombardisch-venezianische Königreich, wie würden die guten, treuen, so leicht befriedigbaren Herzen der Oesterreicher ihr wieder zusliegen, wie würde man sich gehoben fühlen, mit dem Bewußtsein eine neue Aera zu betreten! Wie würde das Ansehen der Regierung in Ungarn, in Galizien gewinnen! So aber thut man nichts, um den Enthusiasmus zu wecken, man läßt die allgemeine Unbehaglichkeit, die bereits in der Mitte der Beamten selbst, in der Mitte des untern Bürgerstandes zum Bewußtsein gekommen ist, fortwuchern, bis vielleicht eines Tages auch hier die Würde der Regierung in Conflict gerathen wird mit dem Nothwendigen.

Eine lehrreiche und höchst beachtungswerthe Erscheinung bietet die Stimmung, mit welcher die Nachrichten aus Italien in Wien, in Prag u. aufgenommen werden, und zwar nicht etwa von exaltirten revolutionslustigen Menschen, deren es dort glücklicher Weise sehr Wenige gibt, sondern von den friedfertigen, von den wohlhabenden, besitzenden Klassen. Daß Oesterreich den separationslüchtigen Lombarden gegenüber einen wohlbegründeten, wohlervorbenen Besitz verliert, darf wohl Niemand leugnen, der die Begriffe des Eigenthums nicht jeden Tag in Frage gestellt sehen will und Tractate wie Sibibuschnigel betrachtet. Daß Lombarden und Venetianer mit weit größerer Milde und Zugeständnissen regiert werden, als bis vor einem Jahre das ganze übrige Italien, daß mit Ausnahme der unverzeihlichen Preßbedrückung und der sehr verzeihlich nicht gestatteten Civica (die übrigens auch in Rom und Toscana nur Spielwerk ist), das österreichische Italien eben so gute, wenn nicht bessere und jedenfalls gesicherte Rechtsinstitutionen und Communalfreiheiten besitzt, als die jüngst reformirten sardinischen und römischen Staaten, ist unbestreitbar. Daß durch eine Veränderung des österreichischen Besitzes auf der Halbinsel Hunderttausende von Oesterreichern an den Bettelstab kämen, Gewerbsthätigkeit und Handelsbeziehungen in zahllosen Zweigen zerstört würden, liegt auf der Hand. Und dennoch sehen viele Oesterreicher die Verlegenheiten, welche der Regierung in Italien bereitet werden, mit einer Art von Schadenfreude an, die in jedem andern Staate, wo das Nationalgefühl gepflegt und geachtet ist, die Entrüstung aller edlen Herzen erregen würde, die aber bei uns motivirt oder wenigstens erklärlich ist. Gabe

uns, die wir dem gesetzlichen Fortschritt ergeben sind, uns, die wir das Vaterland eben so warm als die Freiheit lieben, uns, die wir noch immer den Wahlspruch: „Oesterreich über Alles, wenn es nur will“ nicht fahren lassen, gäbe uns, die wir an Patriotismus keinem der hochbezahlten Männer der Bureaokratie nachstehen, wenn auch unser Wirkungskreis und unsere Richtung eine andere ist, gäbe uns, den so viel verschrienen Liberalen, die Regierung nur einen Anhaltspunkt, von dem aus wir die Ueberzeugung gewönnen, daß Oesterreich wirklich will — mit Freuden würden wir unsere Feder ihr weihen und alle Argumente, die sich nur aus irgend einem Winkel unserer Geschichte und Rechtsinstitutionen ziehen, ja auch solche, die sich auf bloße Versprechung und auf den guten Willen bastren ließen, hervorsuchen, um die Feinde Oesterreichs auf romanischem oder deutschem Boden damit zu bekämpfen. So aber erlahmt unsere Kraft bei der einfachen Frage: Warum thut man nicht etwas für das übrige Oesterreich, das aus keinen Revolutionairen, aus keinen Ementisten, aus keinen Carlo-Albertschreibern, aus keinen Separationswüthigen besteht, sondern aus treuen, anhänglichen, der Dynastie in bewährter Liebe ergebene Bürgern?

Von diesem Standpunkte aus kritisiren wir die Regierung. Unsere Polemit ist nicht die jener doctrinären deutschen Blätter, die gegen Oesterreich überhaupt feindselig gestimmt sind, die nicht einsehen, daß die österreichische Sache in Italien eine allgemeine deutsche ist, jener Politiker, deren Perspective nur auf die nächsten vier Wochen sich erstreckt, die nicht begreifen, daß in den nächsten zehn Jahren die Lage Oesterreichs eine andere sein muß, die nicht berechnen, daß bei der ersten politischen Weltfrage Oesterreich der Vorposten von ganz Deutschland ist, daß seine Kraft den Ausschlag der Deutschen Macht gibt, daß seine Märkte binnen kurz oder lang dem ganzen Deutschland angehören werden, daß sein Einfluß, seine Stellung dem Auslande gegenüber endlich doch die Stellung und der Einfluß von ganz Deutschland ist. Mit jenen Localpolitikern, mit jenen Bierwochenpropheten haben wir nichts gemein. Und wenn Oesterreichs Sache auch nicht die des ganzen Deutschlands wäre, sondern nur seine eigene, eine specifisch österreichische, so würden wir sie mit gleichem Eifer vertreten; denn Oesterreich ist kein Monaco, kein Helgoland, kein Virellenstaat, ohne Geschichte und ohne Zukunft. Denn

„Der Oesterreicher hat ein Vaterland
Und hat ein Recht es auch zu lieben.“

Aber von diesem speciell österreichischen Standpunkte aus beklagen wir um so tiefer die Haltung der Regierung, die sich von den edelsten und treuesten Herzen trennt und ihren gerechten, praktisch begründeten Anforderungen den Rücken kehrt, die in 33 Friedensjahren uns auf demselben Standpunkt läßt, in denen uns die Wirren eines unvergleichlichen Völkerkrieges gelassen. Nicht daß sie Hunderttausend Bewaffnete nach Italien schickt, um ihren Besitz aufrecht zu erhalten, tadeln wir; im Gegentheil unsere besten Siegeswünsche würden ihre Waffen begleiten, unser letzter Gulden sollte ihr mit Freuden gesteuert sein, wenn sie nur auch die Herzen zu bewaffnen suchte mit jenem patriotischen Stolge, mit dem das Bewußtsein einer höhern Civilisation, freier und gebildeter Institutionen, gleichen Rechts und würdigen Selbstgefühls, den Bürger eines wohlgeordneten, wohladministrierten und geistig freien Staates erfüllt.

Unsere Panacee für die augenblickliche Lage Oesterreichs wird vielleicht von deutschen Liberalen, wie von österreichischen Bureaukraten gleichen Tadel, gleichen Abscheu erfahren. Darum aber soll uns nichts abhalten, unsere Meinung auszusprechen. Sie lautet: Keine wesentliche Concession in diesem Augenblicke den Italienern; muthig und fest die Würde des Staates dort aufrecht erhalten; keine Brutalitäten

und keine Dragonaden gegenüber der aus verzehlichen und von der Regierung durch lange Indifferenz nicht unverschuldeten Aufregung, aber auch keine toscanische Süßholzhasplerei, keine Schwachheit verrathende, würdelose Negociationen. Gleichzeitig aber: in den Erbstaaten rasch die ersten Lixien zu einem neuen reformistischen System gezogen! Das italienische Communalgesetz für das ganze Reich gültig erklärt, die Fesseln der Presse gelüftet, die ständische Berechtigung anerkannt und durch Vertretung des bürgerlichen Besizthums und der Industrieerweitert, ein neuer Studien- und Schulplan, Reform des Gerichtsverfahrens, Ablösung des Bodens und der Patrimonialgerichtsbarkeit, Trennung der politischen und richterlichen Gewalten, Errichtung von Handelskammern und eines Handelsministeriums, Errichtungen von Hypotheken und Creditbanken, Verleihung der Aemter und Stellen aller Art an die besten Capacitäten aller Stände.

Dies sind practische und loyale Vorschläge, bei denen kein Radicalismus im Souffirlocke sitzt, keine Revolution im Parterre wartet; es sind Vorschläge, vor denen hohe Statsconferenz und Staatsrath keine Scheu zu haben brauchen — es sind keine Mazzarischen und Maninischen Anträge. Nur zwei Worte, die wir anhängen müssen, werden übel klingen, denn nur diese zwei Worte sind wirklich ruhestörerisch, nicht für die Ruhe des Staates, sondern für die Bequemlichkeit der Staatslenker, und doch liegt in diesen zwei Worten die ganze Zauberkraft unseres Heilmittels, sie heißen rasch und unverweilt!

† †.

VI.

Daumer und der Moloch.

Herr Daumer hat einige seiner Gegner mit Persönlichkeiten abgefertigt; mich *) begnügt er sich einen Heuchler zu nennen, weil er mit der Chiffre J. S. nichts weiter anzufangen weiß. Heuchelei und Scheinheiligkeit sind Daumer'sche Ausdrücke für Mangel an wissenschaftlichem Muth und wissenschaftlicher Consequenz. Meine Inconsequenz soll darin liegen, daß ich ihm Einzelnes zugebe, in Anderem ihm widerspreche; daß ich nicht zugebe, im Wesen des Christenthums liege all das Gehäßige, das in seiner Erscheinung vorkäme. Nun wird Herr Daumer doch zugeben, daß das Wesen einer Sache in jeder ihrer Erscheinungen vorkommen müsse; er nennt mich aber selbst einen Christen, und noch dazu einen recht scheinheiligen und heuchlerischen, und doch wird er es mir am Ende glauben, daß ich nichts von den Greueln, die er im Wesen des Christenthums findet, mitgemacht habe. Ich bin zwar zuweilen in einen „Nobiskrug“ gegangen, habe aber weder symbolisch noch reell nach dem Genuß von Menschenfleisch und Menschenblut in demselben gestrebt. Wenn Herr Daumer die Christen auffordert, ihn zu verbrennen, aber mich mit, so freue ich mich, daß ein solches Autodase nicht zu dem Wesen des Christenthums gehört, denn sonst wäre unser Schicksal allerdings entschieden.

Statt bei dem Vorwurf wissenschaftlicher Inconsequenz stehen zu bleiben, schiebt er diese Schuld in meine Gesinnung. Er wirft mir vor, aus einem noch so unscheinbaren Nest von christlichem Fanatismus gegen ihn zu polemisiren. Ich sage nämlich: wir, die wir rationalistisch erzogen sind, werden, wenn man uns das Wesen des Christenthums als ein

*) Siehe die Beurtheilung der Daumerischen Geheimnisse des Christenthums in No. 45 (v. J.) der Grenzboten.

Gewebe aus Nichtswürdigkeiten darzustellen sucht, davon noch mehr betroffen und darüber noch mehr aufgebracht, als die Orthodoxen. Der Grund ist: weil man uns unter dem Namen Christenthum lauter vernünftige und gute Lehren eingepägt hat, während wir das, was im Christenthum Abscheuliches liegen soll, erst aus entlegenen Historien zusammensetzen müssen. Jener Satz sollte ein Factum aussprechen, nicht ein Recht. Er sollte die Daumer'sche Ansicht nicht widerlegen, sondern die vorläufige Aufnahme seiner Kritik bei den Nationalisten, zu denen sich der Recensent seiner Erziehung nach gleichfalls rechnen mußte, motiviren. Jener Satz schließt keineswegs aus, daß der Nationalist sich trotz seiner ursprünglichen Indignation dennoch durch eine gründliche Kritik von der Daumer'schen Ansicht hätte überzeugen lassen können.

Eine solche Kritik hat aber Daumer nicht geliefert. Er hat auf eine willkürliche Weise Sagen, Märchen u. dgl. combinirt, und aus Combinationen, die höchstens, aber höchstens, für die Möglichkeit sprechen konnten, daß in einzelnen Fällen im Christenthum reelle Greuel haben vorkommen können, die Wirklichkeit derselben und ihre Ausdehnung auf die ganze christliche Geschichte hergeleitet. Gegen diese Willkürlichkeit habe ich protestirt, nicht als Christ, sondern als Kritiker.

Wenn Herr Daumer sich darüber beklagt, daß man unter seinen Behauptungen die auffallendsten hervorhebt, so ist das in der That eine sonderbare Klage. Wenigstens sollte er darauf hören, was man gegen diese Behauptungen vorbringt. Wenn er z. B. behauptet, die biblischen Schriften seien esoterisch, und versteckten hinter der Form der Parabel den esoterischen, blutigen, realistischen Sinn; wenn er dieses auf die Geschichte von dem „Laßt die Kindlein zu mir kommen“ anwendet, so habe ich ihn gefragt: war es die Absicht der Evangelisten, diesen Sinn in die Geschichte von den Kindlein zu legen? Nein, im Gegentheil wird in der parabolischen Erzählung aufs Deutlichste die Heiligkeit des specifisch Kindlichen, nicht der geschlachteten Kinder ausgesprochen. Ist dem nun so, weshalb muß sich die Parabel überhaupt auf ein historisches Factum, das Zulassen von Kindern, beziehen? Und doch beruht auf dieser Hypothese eines Factums die ganze abenteuerliche Deduction des Verfassers.

Um meinen Standpunkt dem Herrn Daumer bestimmt anzugeben, wenn es ihm möglich ist, aus dem Zustand partieller Verrücktheit, aus dem der „nobelste“ seiner Recensenten seine kritischen Exercitien erklärt, und zwar so geschickt, daß Daumer selbst sich ziemlich zufrieden damit erklärt, einen Augenblick herauszutreten: — so stimme ich mit ihm darin überein: daß im Wesen des Christenthums, der Idee der unendlichen Erhöhung des Sinnlichen, theoretisch etwas Widernatürliches und Abscheuliches lag, das in verrückten Zeiten auch möglicher Weise zu factischen Verrücktheiten hat Veranlassung geben können.

Dagegen behaupte ich, daß es Herrn Daumer nicht gelungen ist, uns das wirkliche Vorkommen dieser Verrücktheiten zu erweisen, am allerwenigsten in der Ausdehnung, die er ihnen beimißt, daß vielmehr seine ganze Beweisführung ein Gewebe von willkürlichen, kritiklosen Behauptungen ist.

Ich behaupte ferner, daß er die andere Seite des Christenthums, die kolossale Barbareie des Geistes, dieses Herausreißen der Seele aus der Erbärmlichkeit endlicher, materialistischer Zwecke, diese auch in ihrer Krankhaftigkeit bewundernswürdige Kraft verkannt oder ignorirt hat, die anderthalb Jahrtausende geistig beherrscht hat. Man möge das Christenthum hassen, aber man soll es nicht verachten, man soll nicht auf einzelne Blaubart- und Nagensänger-Geschichten ein wichtiges Ferment der Weltgeschichte reduciren wollen, aus dem ein Gregor VII. und ein Luther hervorgegangen

sind. Um zu wissen, was das Christenthum war, braucht man nicht in dem schmutzigen, modervergessenen Papiere zu wühlen, es steht mit schrecklichen, aber grandiosen Charakteren in den Marmortafeln der Weltgeschichte. —

Wir können bei dieser Gelegenheit nicht umhin, mit ein Paar Worten auf eine frühere kritische Phantastie Daumer's zurückzukommen: Der Feuer- und Molochedienst der alten Hebräer, als urväterlicher, legaler, orthodoxer Cultus der Nation. 1842. Es kann mir wenigstens nicht als christlicher Fanatismus ansgelegt werden, wenn ich über das Werk genau dasselbe Urtheil fällen muß, was ich in Beziehung auf seine Anklage des Christenthums aussprach. Es liegt überall ein wahrer Fonds zu Grunde, der aber durch willkürliche Combinationen zu einem eben so verwickelten als haltlosen Bau ausgedehnt wird. Es ist nämlich evident, daß Jehovah in sehr vielen Attributen wie in vielen Geschichten als ein Gott des Schreckens erscheint, als abstracte Negation des Natürlichen, als Rachegeist, der nur durch blutige Opfer zu föhnen ist. Dagegen finden sich, nicht nur in den Propheten, sondern schon im Mosaischen Gesetz, Stellen genug, die eine menschlichere Ansicht von Gott aussprechen, und die zuweilen mit Liebe und sinnigem Gefühl selbst eine Schonung der unbeseelten Natur aussprechen. Es liegt nahe, daß man diesen Widerspruch durch zwei einander entgegengesetzte Auffassungen der Religion, wenn man will, durch zwei entgegengesetzte Religionen erklärt. Es ist eben so natürlich, daß man die humanere als die spätere aufsaßt, um so mehr, da für das Alter des blutigen Dienstes Geschichten, wie die Opferung Isaak's u. s. w. Zeugniß genug ablegen. Wenn Daumer weiter geht, und den alten Jehovah geradezu mit dem Gözen Moloeh identificirt, so muß er dieser Hypothese zu Liebe den größten Theil der alttestamentlichen Bücher für verfälscht erklären. Er erkennt diese Fälschung nicht aus kritischen Gründen, sondern gibt ohne Weiteres das für falsch aus, was seiner Hypothese widerspricht. Eine Methode, die er mit geistvollen und gelehrten Männern, wie Niebuhr und Ottfried Müller theilt, die aber darum um nichts weniger verwerflich ist. Auf diese Art kommen so viel verschiedene Geschichten heraus, als Forscher auftreten, und alle diese Geschichten haben nur das Gemeinsame, daß eine gewisse Anzahl einzelner Worte, die einmal vorgeschrieben sind, darin vorkommen müssen. Daumer geht aber noch weiter. Er verfolgt seine beiden Religionen im Lauf der ganzen jüdischen Geschichte, und zwar nach einzelnen bestimmten Attributen. Er findet, daß z. B. in dem Verhalten Bileams, des „Eselpropheten,“ sich jene humanere Richtung geltend macht, er findet, daß auch andere Helden der reformirenden Partei, z. B. Saul, mit Eseln in Verbindung gebracht werden, und nun muß der humane Gott sich überhaupt in der Form eines Esels manifestiren, und wo in der Bibel von Eseln die Rede ist, wittert Daumer sofort Reformbestrebungen. Der Rachegeist Jehovah dagegen erscheint als Ochs, und so ist die Construction der Ochsen- und Eselreligion fertig. Nun lesen wir aber, daß den „Ochsenpropheten“ Moses und Aron gegenüber ein Kälberdienst eingerichtet war; was kann das anders sein, als jene Tendenz des Humanismus?

Wie kommt aber der Eselgott plötzlich in Kälbergestalt? Das geht nicht; Kalb ist also hier ein anderer Ausdruck für Esel, wie überhaupt in verschiedenen Sprachen die Thierbenennungen schwanken.

Was ist das für eine kritiklose Art, historische Kritik auszuüben! Die Pflicht der echten Kritik besteht darin, genau zu sondern zwischen dem, was wir wissen und was wir nicht wissen. Durch Hypothesen, wie die Daumer'sche, wird die Geschichte nicht aufgeklärt, sondern verfinstert.

Bis zu welcher Tollheit diese vorschnelle Combination führt, namentlich wenn sie sich mit etymologisirten Deutungen abgibt, wird man aus folgender Stelle sehen, die ich wörtlich anziehe. Wo kommt der Molochdienst zuerst vor? — „Es ist zwar nur ein einziges Wort, ein bloßer Name, auf den ich mich berufen kann, der aber wie ein Blitz in der Nacht auf einmal das ganze schauerliche Geheimniß enthüllt. Es ist der Name Isaaß. Wir wissen, daß man die durch den Verbrennungsschmerz erregten Gesichtsverzerrungen, unter welchen die Menschen in den Armen jenes ehernen, feuer-glühenden Talos auf Kreta sterben, das sardonische Gelächter nannte; wie ist der Name Isaaß von פחז = lachen gebildet, und so wird auf einmal das noch so tief Verhüllte klar: Isaaß sollte lachen, wie jene Opfer des Talos, in oder auf den Armen der glühenden Metallstatue, und der Name war zunächst nicht der eines Einzelnen, sondern ein Wort der molochistischen Cultusprache, das ein zu jenem fürchterlichen Sterbegelächter bestimmtes Menschenopfer bezeichnet.“

Steht dies etwa vereinzelt? — Ich schlage willkürlich Pagina 175 auf. — „Es wird ein Knappe Gideon's erwähnt. Er heißt Pura; auf ihn vertraut Gideon, da er in's Lager der Feinde geht, und man begreift nicht, wie dieser nur so flüchtig erwähnte Diener zu so großer Bedeutung kommt, daß der Held nur in seiner Begleitung keine Furcht empfindet. Dahinter möchte etwas verborgen sein. Ist es vielleicht Gideon's Gott, der ihn begleitet, ein tragbares Idol? Jenen Namen führt auch die Kelter, welche Purah heißt; war jener Pura vielleicht ein Keltergott, ein Dionysos Lenaios“ u. s. w. —

Die Tollheit culminirt in der Anwendung der Molochsidee auf den Homer. Der trojanische Krieg entstand daraus, das Paris, d. h. der Moloch, die Helena opfern wollte; schon der Name Hector zeigt das an, Hector von Hekt = Vertiefung, die Vertiefung, worin das Feuer brennt, und tor = Rind. Odysseus will nicht mitkommen; warum nicht? er ist ein geheimer Molochdiener, der nachher die Freier dem Moloch opferte. „Ihre Schmausereien gründen sich wohl darauf, daß sie, der semitischen und amerikanischen Sitte gemäß, zum Opfer gemästet wurden.“

Daß endlich Aegypten in Amerika gesucht wird, daß Abraham auf der Insel Owaïhi lebte, die damals noch nicht Insel war, daß der Zug Mosis von Mexico über die gefrorene Burgstraße durch Sibirien und die Wüste Gobi ging, wird nach dem Vorhergehenden nicht mehr befremden. Es finden sich bei den Südsee-Inulanern Worte, die ähnlich klingen, wie die hebräischen, es finden sich dort Menschenopfer, Molochdienst u. s. w., und die Hypothese ist fertig. J. S.

VII.

Die Erklärung des Herrn Höfken.

Herr Höfken hat in der deutschen Zeitung und in der Augsburger Allgemeinen eine Erklärung abgegeben. Es ist mir nicht darum zu thun, Herrn Höfken noch tiefer in die unruhliche Lage zu verwickeln, in der er sich befindet, aber in seiner Erklärung ist die Rede davon, daß ich ihm die Grenzboten zu seiner Vertheidigung verschlossen habe, und um nicht einen Makel auf mich fallen zu lassen, muß ich diese Behauptung auf ihren wahren Werth zurückführen.

Von einer Badekur zurückkehrend fand ich diesen Sommer Herrn Höfken's Buch vor, und da ich nicht augenblicklich an die Lectüre desselben gehen konnte, gab ich es

nebst mehreren andern Reifewerken einem meiner Mitarbeiter zur Besprechung. Dieser wurde zuerst aufmerksam auf die unverzeihlichen Plagiate und sprach in seiner Kritik sich dagegen sehr entrüstet aus. Aus Delicatesse strich ich die heftigsten Ausdrücke und begnügte mich, die Lücken durch eine kleine Redactionsnote zu ergänzen, worin ich blos sagte, daß es besser gewesen wäre, wenn Herr Höfken Jedem das Seinige gelassen hätte.

Ich darf wohl sagen, daß man friedlicher eine solche Sache nicht behandeln kann.

Zu meinem Erstaunen schickte mir Herr Höfken gegen diese fünf Zeilen eine Entgegnung, die eben so viel Seiten eingenommen hätte. Herr Höfken behauptete darin, er habe nur die Kapitel über die belgische Malerei benutzt (was Herr Höfken benutzen heißt, hat das Gutachten der Herren Biedermann, Laube und Wuttke nebst den angehängten Parallelen bewiesen), er behauptete bei diesen Abschnitt in einer Note auf mein Buch hingewiesen zu haben, welche aus Versehen weggeblieben ist. Endlich sagte Herr Höfken, er habe in meinem Buche auch eine Reminiscenz gefunden. Als nämlich vor einigen Jahren die berühmte Denkschrift, welche die Flamänder gegen die Regierung veröffentlichten, erschien, habe er sie in der allgemeinen Zeitung übersezt und von da sei sie in mein Buch übergegangen.

Hierauf schrieb ich an Herrn Höfken folgenden Privatbrief, von dem ich eine Abschrift behalten habe:

Leipzig, den 7. December 1847.

„Der Brief, den Sie mir zugeschickt haben, hat mich nicht wenig in Verwunderung gesetzt. Die Thatsache, um die es sich handelt, ist folgende. Sie haben sich in Ihrem „Blämisch-Belgien“ Plagiate gegen mein Buch zu Schulden kommen lassen, die dem Himmel sei Dank zu den Seltenheiten in unserer Literatur gehören. Ich habe Ihr Buch, bevor ich es gelesen, einem ehrenwerthen Manne, dem Oberlehrer Dr. Schmidt, zur Besprechung für die Grenzboten gegeben, da ich es aus Achtung für den Gegenstand, den es behandelt, nicht verschieben wollte, während ich selbst erst in drei bis vier Wochen hätte an die Lectüre desselben gehen können. Herr Dr. Schmidt machte mich nun erst aufmerksam, auf welche widerrechtliche Weise Sie sich an meinem literarischen Eigenthum vergriffen haben. Mein Verleger wollte hier sogleich einen Prozeß wegen Nachdruck gegen Herrn Schlotmann anhängig machen, um die Beschlagnahme des Buches vielleicht zu erwirken. Ich opponirte mich aber entschieden dagegen, weil ich ein entschiedener Feind von literarischen Scandal bin. Noch mehr in der Beurtheilung Ihrer Schrift, die Herr Dr. Schmidt schrieb, ließ ich einige heftige, obgleich verdiente Stellen, in Bezug Ihres Eingriffs in das geistige Eigenthum eines Andern, weg, und ersetzte sie durch eine sehr milde und schonende Redactionsnote. Gegen diese Note von drei bis vier Zeilen senden Sie mir nun eine Erklärung von drei großen, enggeschriebenen Quartseiten und muthen mir zu sie abzudrucken. Und doch hätte ich sie unverweilt abgedruckt, wenn nur Ein Motiv darin wäre, das Sie entschuldigen könnte! Sie machen mir den Vorwurf, selbst in Ihrem Buche, (das einzige Mal, wo Sie darin erwähnen, daß mein Buch, aus dem Sie doch so viel abgeschrieben! existirt), daß ich eine Proclamation der Flamänder, welche in der Augsburger übersezt war, abdruckte. Es sind dies etwa drei Seiten und allerdings kann man die Proclamation einer Partei, ein historisches Actenstück nicht etwa erfinden oder sich aus dem Finger saugen. Wenn Jemand die Geschichte Napoleons schreiben will, so kann er sich nicht die napoleonischen Manifeste erfinden, sondern er muß sie im Original geben. Das that ich natürlich auch mit jenem Aufruf der bedrückten Flamingen. Wenn Sie aber die Uebersetzung eines öffentlichen Aufrufs, der in der Allgemeinen Zeitung gestanden hat, als Ihr

Eigenthum reklamiren, um wie viel strafbarer ist Ihr Verfahren gegen mein Buch, dessen bedeutendste Stellen Sie ohne Gewissensscrupel abgeschrieben und als Ihre Gedanken ausgegeben haben?

Ihrem Wunsche gemäß stelle ich Ihnen daher Ihren Brief (nachdem ich Abschrift davon genommen habe) zurück. Es stehen Ihnen genug Blätter zu Gebote, als daß ich befürchten müßte, daß Sie kein Organ zu Ihrer Vertheidigung besäßen.

Mit Bedauern, daß Ihr Verfahren mich nöthigt, Ihnen so zu schreiben.

Derø ergebener K.

Wie man sieht, sagte ich Herrn Höfken unter vier Augen unumwunden meine Meinung, während ich ihn dem Publikum gegenüber schonte.

Herr Höfken antwortete mir in einem mehr als höflichen Briefe und suchte mich durch Versprechungen zu bewegen, seine Erklärung, die er nun etwas gekürzt hatte, dennoch abzudrucken. Aber die Erklärung enthielt nach wie vor dieselben Unrichtigkeiten; abermals erklärte Herr Höfken nur meine Kapitel über die Malerei benützt zu haben, abermals wurde der Abdruck jenes flamändischen Manifestes als wie eines Eigenthums des Herrn Höfken erwähnt. Hierauf antwortete ich nicht mehr, sondern gab beide Werke drei Schriftstellern zur Begutachtung, indem ich sie zugleich davon in Kenntniß setzte, daß Herr Höfken behauptet, nur die Kapitel über die Malerei benützt zu haben. Das Urtheil dieser drei Herren veröffentlichte ich, ohne von meiner Seite auch nur ein Wort gegen Herrn Höfken hinzuzufügen. Sämmtliche 25 Stellen, welche die Herren Biedermann, Laube und Buttke unter den vielen andern als Plagiate bezeichneten, sind außer halb der Kapitel über Malerei genommen, und ich selbst gab dann als Beleg eine Reihe von Stellen, die mit jenem Malerkapitel, von dem ich nur ein Stück citirte, nichts gemein haben.

Dies Alles sucht Herr Höfken zu ignoriren. Er erklärt in den ihm zu Gebote stehenden Blättern zum dritten Male: er habe blos die Kapitel über die belgische Malerei benützt, wobei die auf mein Werk hinweisende Note durch ein „nachweisbares Mißverständniß“ weggeblieben sei; (beiläufig gesagt, hatte Herr Höfken in diesen zwei Monaten Zeit genug, den Beweis wirklich zu liefern!) er spricht wieder davon, daß ich ja auch seine „Arbeiten und Forschungen“ benützt hätte — jene plamische Denkschrift ist nämlich plötzlich zu einem Plural angewachsen und heißt nun mysteriöser Weise: „Arbeiten und Forschungen.“

Ich könnte durch eine neue Serie von Plagiaten Herrn Höfken leicht veranlassen, abermals „mit Erstaunen“ nachzuschlagen und zu seiner „peinlichen Ueberraschung,“ wie er sich ausdrückt, zu finden, daß „wirklich“ hier und da nicht Alles sein Eigenthum ist; aber es ist mir nicht darum zu thun, Herrn Höfken zu verfolgen. Hätte er es bei jener anfänglichen Redaktionsnote, zu der ich mehr als berechtigt war, beruhen lassen, so hätte er sich alles Uebrige erspart. Auch jetzt, in dieser Entgegnung, habe ich mich bemüht, jeden scharfen Ausdruck zu umgehen und nur so viel gesagt, als nöthig ist. Alles Uebrige mag Herr Höfken mit seiner schriftstellerischen Ehre und mit seinem Verleger ausmachen, dessen junge strebsame Firma unverschuldet in diesen Handel verwickelt wurde und dessen Erklärung in diesen Blättern bereitwillig abgedruckt worden ist.

J. K.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.